

PREDIGT AM 13. SONNTAG NACH TRINITATIS

(15. SEPTEMBER 2019)

PREDIGTTEXT: MATTHÄUS 6, 1 - 4

Liebe Gemeinde!

Dieser Text stammt aus der berühmten *Bergpredigt*. Und so schön und wichtig ihre Worte sind: sie scheinen wieder einmal eine Aufforderung von Jesus zu enthalten, die doch an sich als unrealistisch, ja, als unerfüllbar gelten muss.

Almosen geben, ohne etwas dafür zu erwarten, ohne es an die „große Glocke zu hängen“, am besten, ohne überhaupt davon zu reden?

Das klingt zwar sehr großmütig, so nach dem Motto von Goethe: *Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.*

Ergänzt durch den Hinweis: *Und er schweige darüber.*

Aber ist es das, was wir wirklich wollen, wenn wir etwas Gutes tun; wenn wir etwas von unserem Besitz, speziell unserem Geld an andere abgeben?

Letzte Woche, wer da war, hatten wir ja das Thema der Apostel, die sagten: *Silber und Gold habe ich nicht, was ich aber habe, gebe ich dir.*

Das war in diesem Falle die Kraft der wunderbaren Heilung des Gelähmten.

Doch diesmal geht es tatsächlich *um bare Münze* in Gestalt eines Almosen, das man an andere gibt.

Was ist eigentlich ein *Almosen*? Es kommt vom griechischen Wort für Mitleid oder Mildtätigkeit und bedeutet laut Wikipedia¹ „eine materielle Gabe an einen bedürftigen Empfänger, ohne Erwartung einer materiellen Gegenleistung dieses Empfängers. Es unterscheidet sich ein Almosen demnach von einer Spende durch den Beweggrund des Mitleids mit dem Empfänger.“

Je nach Kultur oder Religion kann sich mit einem Almosen die Erwartung eines spirituellen Vorteils, im Christentum besonders die Erwartung der Sündenvergebung, verbinden.“

¹ Vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Almosen>

Ich weiß nicht, ob dieser Hintergrund heute noch für jemanden so direkt aktuell ist. Im Islam ist das Almosen (*Zakat*) wiederum eine der fünf Säulen des gottgefälligen Lebens, also eine Pflicht, die auch durch den *Koran* gefordert wird. Auch damit lässt sich eine Art Belohnung erwarten.

Eben: *Do ut des*, wie es im Lateinischen heißt: *Ich gebe, damit du (mir) gibst* oder allgemein, dass mir gegeben wird, dass irgendein Lohn folgt.

Das ist es doch, was uns vertraut ist: Wir geben etwas ab, um auf welche Weise auch immer, sei es materiell, sei es psychisch - etwa durch Dank oder Wertschätzung - oder spirituell, im geistlichen Sinn, etwas zurückzuerhalten. Jesus aber fordert, dass man etwas schenkt, *ohne es gleichsam selbst zu bemerken*. Das Almosen soll verborgen bleiben. Gewissermaßen auch vor uns selbst, weil wir uns nicht irgendetwas davon versprechen sollen. Aus reiner Liebe sollen wir schenken.

Immerhin, als Trost für diese geradezu asketische Form des Helfens an andere bleibt, dass wenigstens der Vater im Himmel mitbekommt, was wir tun, und von ihm können wir dann doch so etwas wie Lohn erwarten, so klingt es an.

Es liegt einfach einmal wieder daran, dass Jesus uns und unsere inneren Motive vollkommen durchschaut. Er weiß genau, wie viel uns daran liegt, von anderen Menschen angesehen, geschätzt, geliebt oder gar bewundert zu werden.

Das kann fast so etwas wie eine Droge sein, nicht nur im Show-Business oder der Politik, sondern auch im ganz normalen Alltagsleben.

Schein geht vielen eben vor Sein, auch das war schon immer so. Die wichtigen Menschen sitzen vorn, die größten Spender an den exponierten Plätzen. *Tue Gutes und rede darüber*, das ist das Motto oft.

Bereits in der christlichen Urgemeinde beklagt Paulus sich über die reicheren Mitglieder, die einerseits sehr positiv vor dem Abendmahl das gemeinsame Essen, das Agapemahl, spenden, das heißt mit ihrem Reichtum bezahlen, weil die Ärmeren es nicht können.

Der Apostel macht aber andererseits ganz klar, dass daraus kein Vorrecht auf bevorzugte Behandlung in der Gemeinde entsteht, wie es manche dann wohl erwarteten. Von wegen also, „lass deine linke Hand nicht wissen, was die rechte tut.“ So sind Menschen eben allzu oft, dass sie doch eine Gegenleistung erwarten, und ich vermute, keiner von uns ist ganz frei davon.

Andererseits, und auch das sei ganz nachdrücklich gesagt und betont: Ich kenne eine ganze Reihe von Menschen, die sehr großzügig spenden, wobei großzügig jetzt auch im Verhältnis zu den eigenen Möglichkeiten zu verstehen ist. Für den einen sind 50 oder 100 Euro viel, für den anderen 1000 Euro oder gar mehr. Jedenfalls wollen sie nicht, dass man das publik macht, dass man ihren Namen nennt oder sie sonst wie bevorzugt behandelt. Es gibt auch Gemeinden, die regelmäßig Spenden veröffentlichen und den Namen dazu.

Ist inzwischen wegen der ganzen Datenschutzgeschichte sowieso schwierig. Jedenfalls: Es gibt sie also durchaus, diese stillen Spender, die sich ihren Lohn, wenn überhaupt, dann bestenfalls im Himmel erhoffen.

Und natürlich gibt es die ganz großen Vorbilder auch in der Geschichte von Kirche und Christentum.

So etwa die längst verstorbene *Mutter Teresa*. Sie lebte, in äußerster Bescheidenheit, in Kalkutta, sie war da für die, die in den Gossen der Großstadt starben. Ich denke, einige von uns haben immer noch das fast ikonische Bild von ihr aus den Nachrichten, Zeitungen und jetzt auch aus den Geschichtsbüchern vor Augen, mit ihrem markanten weißen, vorn blau gestreiften Kopftuch als Zeichen einer Ordensfrau. Mit beiden Händen packte sie zu, mit beiden Händen streichelte sie Kranke und Sterbende tröstend bis in den Tod hinein; mit beiden Händen betete sie zu Gott selbst um Kraft und Trost.

Doch bekannt ist auch, aufgrund aufgefundener Briefe von ihr, dass auch sie einen inneren Kampf kannte, als sie sich mit der einen Hand gleichsam beifällig auf die Schulter zu klopfen versucht war, während die andere etwas fraglos Gutes für die

Menschen tat. Sogar die Existenz Gottes hat sie bisweilen angezweifelt, was man bei einer Frau wie ihr wohl zuletzt erwartet hätte.

Die katholische Kirche sagt dazu: Solche Anfechtung, solche Zweifel gehören auch bei einem christlichen Vorbild wie ihr dazu. Völlig richtig!

Was sie tat, war großartig, wirklich ein „Tun der Gerechtigkeit“, der Hilfe für Arme und Bedürftige aus christlicher Nächstenliebe heraus. Aber auch sie blieb eben ein Mensch mit allen Zweifeln, Schwächen und Anfechtungen. Wer wollte darüber urteilen?! Außer Gott, und der tut es im Geiste der Liebe und Gnade.

Das andere Beispiel, etwas weiter zurückliegend: Vor gut 800 Jahren wurde *Elisabeth von Thüringen* geboren.

Auf der geschichtsträchtigen Wartburg, noch lange vor Luthers Zeit, war sie vornehm vermählt. Sie hätte ein für damalige Verhältnisse luxuriöses Leben führen können. Doch sie wagte in jungen Jahren als Landesfürstin den Abstieg von der Burg, und so gesehen einen Aufbruch zu den Ärmsten und Kranken: sie brachte ihnen Brot und allerlei Hilfe hinunter in die Stadt Eisenach. Das war damals fast ohne Vorbild und unerhört, dass eine Adelige sich mit dem einfachen Volk und sogar den Erkrankten einließ.

In ihrer Risikobereitschaft erfuhr und brauchte sie immer wieder den Beistand Gottes, denn mit diesem Handeln gefährdete sie auch sich selbst. „Wir müssen die Menschen froh machen“, sagte sie voller Trotz und Entschlossenheit.

Ihr Leben vollendete sich mit nur 24 Jahren in völliger Aufopferung für die Armen. Man baute über ihrem Grab einen Ort der Einkehr und der Nähe Gottes im Angesicht Jesu Christi: die gotische Elisabethkirche in Marburg.

Wie gesagt, zwei berühmte Beispiele, denen aber die vielen Menschen, die sich im Stillen für andere einsetzen und aufopfern, ohne dafür weltlichen Lohn zu erwarten, völlig gleichberechtigt zur Seite stehen. Und auch nicht zu vergessen sind die *evangelischen Vorbilder*, die wir zwar nicht „Heilige“ nennen, weil wir diese Art der Verehrung nicht kennen.

Obwohl sie durchaus eine vergleichbare Funktion haben. Ich erinnere nur ausdrücklich an *Albert Schweitzer*, der seine große wissenschaftliche Karriere zurück stellte, um den Armen und Kranken im von ihm selbst unter großen Entbehrungen gegründeten Urwaldspital *Lambarene* zu helfen – das es heute in veränderter Form immer noch gibt. Auch sein theologisches Programm mit der *Ehrfurcht vor dem Leben* ist heute fast noch aktueller als damals.

Oder natürlich *Dietrich Bonhoeffer*, der für seinen Glauben bis zuletzt auch gegenüber den Nazi-Schergen einstand und uns unter vielem anderen dieses unvergessliche Gebet und Gedicht *Von guten Mächten wunderbar geborgen* hinterlassen hat.

In diesem Abschnitt unseres Predigttexts geht es, wie Luther ursprünglich übersetzt, um „Frömmigkeit“. Sieht man im griechischen Text genauer hin, heißt es eigentlich *Gerechtigkeit*.

Warum sollte es gerecht sein, so zu handeln, dass die linke Hand nicht weiß, was die rechte tut? Ganz einfach: Weil es um die Gerechtigkeit geht, die wir von Gott bereits umsonst empfangen, deswegen auch ohne Gegenleistung zu erwarten an andere weitergeben sollen – und können.

Weil Gott uns schon gerecht spricht, ja gesprochen hat. Weil er sich nicht um unsere Schuld kümmert, sondern sagt: „Du bist okay. Du bist so in Ordnung, wie du bist. Du hast das Beste von mir verdient, und ich will es dir geben.“

Und da ist es doch nur gerecht und in diesem Sinne „fromm“, wenn auch wir so handeln:

Dem anderen, egal in welcher misslichen Lage er ist, gleichgültig, wie sehr er sich nach unserer Einschätzung schuldig gemacht hat, also selbst etwas „dafür kann“, in einer Notlage zu sein, *dennoch zu helfen*. Als ob wir es selbst nicht wüssten und bemerkten, dass wir es tun. Wie von allein. Selbstverständlich.

Wenn Gott zu uns sagt, die wir auch nicht immer nur gut und gerecht sind: „Du bist okay, so wie du bist“, dann ist es eigentlich nur recht und billig, wenn wir über andere auch so zu denken versuchen.

Selbst wenn wir persönlich anderer Meinung sind, können wir doch wissen:

Gott nimmt alle Menschen an. Er liebt sie.

Er sieht zwar durchaus ihre Mängel, ihr Versagen. Unseres auch. Gott ist nicht blind. Er weiß auch, dass nicht jede Armut oder Not fremdverschuldet ist, durch andere oder die „Verhältnisse“. Dass wir durchaus oft selbst etwas dazu beigetragen haben, in welche Lage wir geraten.

Und *dennoch* bleibt er bei uns, verlässt uns nicht, sondern geht so wie Mutter Teresa oder Elisabeth von Thüringen zu uns hin und speist und pflegt uns mit seiner Liebe, seiner Nähe, seinem unbedingten Willen, dass wir nicht verloren gehen.

Ohne von uns etwas dafür zu erwarten. Nur mit der Hoffnung, dass wir es vertrauensvoll und im Glauben annehmen, was Gott uns schenkt.

Gerechtigkeit, so erkannte Luther, ist im Tiefsten nicht das, was wir selbst tun können. Sondern Gerechtigkeit im biblischen Sinn ist das, *was Gott an uns tut*: weil er uns gerecht spricht, ja gerecht *macht*, uns als gerecht ansieht.

Wenn wir das innerlich annehmen, können wir es auch an andere weitergeben.

Wenn wir sehen, dass wir uns selbst lieben dürfen, weil Gott uns liebt, sind wir auch in der Lage, den anderen, ja vielleicht sogar den Feind zu lieben, wie Jesus es ebenfalls in der Bergpredigt fordert.

Anderen so zu geben, seien es finanzielle oder materielle Hilfsgüter oder einfach unseren Beistand, unsere Nähe anzubieten, unseren Trost - das können wir nur dann tun, ohne großen Lohn dafür zu erwarten, wenn wir uns in diesem Sinne schon selbst völlig angenommen wissen – und fühlen.

Denn das ist doch im Grunde unsere tiefste Sehnsucht: *Geliebt und völlig akzeptiert zu sein, wie wir sind.*

Gott gibt uns dieses Gefühl. Die Art und Weise, wie wir das erkennen und akzeptieren können, ist *der Glaube*. Ist das *Vertrauen* in einen Gott, der die Liebe selbst ist.

Liebe ist einmal mehr das Schlüsselwort.

Lieben wir uns also so, wie wir sind. Oder besser noch: lassen wir uns so lieben, wie wir sind, wie Gott es mit uns tut.

Und lieben wir ebenso den Nächsten, so wie er ist. Das geht dann sozusagen ganz von selbst, ohne dass die linke Hand weiß, was die rechte tut, um im Bild zu bleiben. Dann schielen wir auch nicht auf irgendeinen Lohn. Denn unsere Belohnung haben wir schon jetzt: die Gerechtigkeit, die Gott uns schenkt, seine Nähe, seine Liebe in und durch Jesus Christus. Angenommen zu sein ohne Wenn und Aber. Amen.

Pfarrer Thomas Hartmann
Ev. Thalkirchengemeinde
Wiesbaden-Sonnenberg